

Ordinationsgottesdienst am 28.10.2012 (21. Sonntag p. Trin.) in St. Martin zu Kassel.

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Predigttext: **Jer 29,1.4-7.10-14a**

1 Dies sind die Worte des Briefes, den der Prophet Jeremia von Jerusalem sandte an den Rest der Ältesten, die weggeführt waren, an die Priester und Propheten und an das ganze Volk, das Nebukadnezar von Jerusalem nach Babel weggeführt hatte.

4 So spricht der HERR Zebaoth, der Gott Israels, zu den Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen lassen:

5 Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte;

6 nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet.

7 Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl.

10 Denn so spricht der HERR: Wenn für Babel siebzig Jahre voll sind, so will ich euch heimsuchen und will mein gnädiges Wort an euch erfüllen, dass ich euch wieder an diesen Ort bringe.

11 Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.

12 Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten und ich will euch erhören.

13 Ihr werdet mich suchen und finden; denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet,

14 so will ich mich von euch finden lassen, spricht der HERR.

Ein Bibelwort wie geschaffen für eine Ordination. liebe Festgemeinde, liebe Ordinandinnen und Ordinanden! So scheint es jedenfalls. „Der Stadt Bestes suchen“, fettgedruckt in der Lutherbibel, wird zum Auftrag der Kirche, wird zur Bestimmung dessen, welches ihr Ort in dieser Welt sein soll. Unsere Landessynode hatte für die vergangene 11. Periode die Aufforderung des Propheten Jeremia zu ihrem Leitwort gewählt: „Suchet der Stadt Bestes!“ Bei den Abendveranstaltungen zu diesem Thema ging es genau um die Frage: Welchen Beitrag leisten wir als evangelische Kirche für ein gedeihliches Zusammenleben in unserer Gesellschaft? Wie übernehmen wir Verantwortung für die Gestaltung der Zukunft in unserem Land, aber auch in einer globalisierten Welt?

Solche Überlegungen mögen zum Teil auch für Sie, liebe Ordinandinnen und Ordinanden, Anlass gewesen sein, Theologie zu studieren und sich für das Pfarramt ausbilden zu lassen: Denn von seinem Selbstanspruch her ist das Pfarramt ein öffentliches Amt! Es reicht über die Kirchenmauern hinaus. Es wirkt hinein in das Leben unserer Dörfer und Städte. Gewiss: „Die Politik wird im Rathaus gemacht, Herr Pfarrer“, sagte mir der nordhessische Bürgermeister klipp und klar, als ich ihm auf meiner allerersten Pfarrstelle wenige Tage nach der Ordination meinen Antrittsbesuch abstattete. Aber im Protokoll des Ordinationsgesprächs steht, dass unser Dienst „auch den Menschen“ gilt, „die nicht zur Gemeinde gehören“, und dass wir uns „jederzeit für Gerechtigkeit, Frieden und Versöhnung unter den Menschen einsetzen“ sollen. Und das wollen Sie ja auch! Sie wollen sich der Öffentlichkeit stellen. Die Nische ist nicht der gegebene Ort der Kirche!

Es ist diesmal, liebe Festgemeinde, ein besonderer Jahrgang, der ordiniert wird: Vier der Ordinandinnen und Ordinanden haben ihr Studium auf dem herkömmlichen Weg absolviert, vier aber hatten längst ein anderes

Studium und viel Berufserfahrung hinter sich, ehe sie sich zu dem Masterstudiengang „Theologie“ in Marburg entschlossen, der in Zusammenarbeit mit unserer Landeskirche entwickelt worden war. Die Erfahrungen aus diesen unterschiedlichen Zugängen haben sicher auch die Zeit der Ausbildung im Vikariat geprägt und für die nötige Bodennähe gesorgt, die im Pfarramt nun einmal wichtig ist. Mit der Ordination wird es jetzt konkret – und die Gemeinden, Kirchengemeinden wie kommunale Gemeinden, haben große Erwartungen an Sie!

Also alles ganz einfach und wunderbar, liebe Festgemeinde? Ja, und doch auch nein! In welche Lebenssituation spricht der Prophet Jeremia eigentlich hinein? Ist das wirklich unsere eigene im Jahr 2012? Doch wohl nicht! Von der militärischen Niederlage Israels ist die Rede, von Nebukadnezar, der die Oberschicht der Jerusalemer Bevölkerung deportiert hat – Hintergrund von Verdis grandioser Oper „Nabucco“ –, und von der sprichwörtlich gewordenen „babylonischen Gefangenschaft“. Siebzig Jahre soll nach Auskunft von Jeremia das Exil dauern, mehrere Generationen also: ein Exil, in das man nicht geflohen ist, sondern in das man zwangsweise umgesiedelt wurde. „Suchet der Stadt Bestes“: Dieser Auftrag galt also keineswegs der Heimat, sondern das galt der Stadt Babel in der Fremde. Und es galt umso mehr, als man eher geneigt war, sich ans Ufer des Euphrat zu setzen, an Zion zu denken und laut zu lamentieren.

Zum Klagen hatten die Israeliten ja auch wahrlich allen Grund! Denn fernab des zerstörten Tempels stellte sich für sie die entscheidende Frage – nämlich die Gottesfrage. Wie ist das mit unserem Gott, wenn sich die Götter Babyloniens als mächtiger erwiesen haben? Ist er damit geschlagen? Reicht seine Macht nur soweit, wie das eigene Land reicht – und geht es bald zurück in die Heimat unseres Gottes? Äußerlich gesehen war das alles andere als rosig. Aber gerade hier im Exil, weit weg von Jerusalem, entstand der Glaube, der das eigene Gottesbild aufbrach und entgrenzte: Nein, sagt Jeremia, nicht Nebukadnezar hat euch ver-

schleppt, sondern es war Gott selber, der euch hierher in die Fremde geführt hat. Hier ist der Ort, wo ihr leben sollt. Hier will Gott euch haben. Und von hier aus werdet ihr einst, auch wenn ihr es selber nicht mehr erlebt, zurückkehren nach Jerusalem.

Mit anderen Worten: Gottes Macht ist nicht mehr auf ein bestimmten Raum beschränkt, sondern er wirkt unbegrenzt: Er wirkt selbst dort, wo man glaubt, in der Gottesferne zu leben. Es ist ausgerechnet das Exil, das eine neue Gotteserfahrung eröffnet: Gott ist überall, und er handelt, wo und wann er will (CA V).

Aus dieser universalen Gotteserfahrung leben wir als Juden wie als Christen bis heute. Aber sind wir deshalb auch Kirche „im Exil“? Wohl kaum. Wir haben, über die Jahrhunderte gesehen, den Rat des Jeremia ziemlich gut beherzigt: haben uns bestens eingerichtet, haben Häuser über Häuser gebaut, haben uns zur Volkskirche vermehrt, der weiterhin in beiden Konfessionen zwei Drittel der Bevölkerung unseres Landes angehören, und haben uns gerade in Deutschland in einer Weise organisiert, die ihres gleichen auf der Welt sucht. Nein, wir leben nicht im Exil, sondern in der Mitte unserer Gesellschaft.

Aber wir spüren den Wandel: Die Unangefochtenheit, mit der sich die Kirchen in Mitteleuropa darstellten, schwindet zusehends. Es wird zugiger durch manchen Gegenwind. Damit meine ich gar nicht das Anwachsen etwa des Islam, auch nicht den erklärten Atheismus, der alles daran setzt, die angeblichen „Privilegien“ der großen Kirchen zu beschneiden oder zu beseitigen. Sondern ich denke schlicht an die völlige Ausfächerung der Lebensstile und Lebensentwürfe: Alles geht, alles ist erlaubt. Was vor zwei Generationen noch unvorstellbar erschien, ist jetzt eine Selbstverständlichkeit. Um bitte nicht missverstanden zu werden, liebe Festgemeinde: Ich beklage das nicht! Mit alledem ist ein Zuwachs an Freiheit verbunden, auf die niemand mehr verzichten möchte. Eine freiheitliche

Gesellschaft fordert geradezu den Pluralismus als Voraussetzung und als Konsequenz!

Aber in diesem pluralen Lebensgefüge ist der Ort der Kirche nicht mehr so eindeutig, wie er es einmal gewesen sein mag. Es geht nicht – wie noch bei Jeremia – um die Heimat hier und die Fremde dort, sondern die Heimat selber wird uns fremd. Trotz aller gesellschaftlichen Verflechtungen leben wir als Kirche, so glaube ich, in der Situation der zunehmenden Diaspora, in einer „fremden Heimat“.

Wie sollen wir darauf reagieren? Mit Rückzug, gar mit „Entweltlichung“? Nein, ich sagte: Die Nische ist nicht der gegebene Ort der Kirchen, schon gar nicht der des Evangeliums. Also mischen wir uns ein, wo es uns geboten scheint – wenn es sein muss, auch mit unserem Widerspruch –, setzen uns ein für ein sozial gestaltetes Miteinander in Stadt und Land, suchen gemeinsam danach, was uns zum Besten dient, beteiligen uns an gesellschaftlichen Diskursen um die Zukunft unseres Landes und an Initiativen, sie lebensdienlich und solidarisch zu gestalten.

Aber, liebe Gemeinde, wir „erschöpfen“ uns darin nicht – und das ist durchaus in dem doppelten Sinn des Wortes gemeint! So wichtig und notwendig unser kirchlicher Beitrag zur Entwicklung unseres Gemeinwesens auch ist und so sehr er von uns erwartet wird – der Auftrag, den wir haben, geht darüber hinaus. Wir sind nicht der Staat – zum Glück! Und wir maßen uns auch keine „staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde“ an (Barmen V). Wir leben *in* der Welt, und doch zugleich nicht *von* der Welt. Das ist eine sehr spezielle Form der Beheimatung. Der weiterreichende Horizont, in den wir hineingestellt sind und der uns eine große, überwältigende Perspektive schenkt, ist das Reich Gottes, ist sein „Schalom“, also seine liebende Zuwendung zu allen Menschen und die Vollendung der Welt. Allein fünfmal taucht ja das Wort „Schalom“ im Brief des Jeremia an die Deportierten auf. Das heißt aber für uns: In der

christlichen Kirche geht es immer und zuallererst um Gott – und *weil* es um Gott geht, wenden wir uns den Belangen der Welt zu. So hat Gott es ja selber getan, als er in Jesus Christus mitten in die Diaspora einging. „Er kam in sein Eigentum“, heißt es an Weihnachten, aber er blieb doch auch draußen und ging darin nicht auf. Das gibt uns den nötigen Halt und die nötige Hoffnung, die wir brauchen: Die Diaspora – gerade sie ist Gottes Ort. Hier lässt er sich von uns finden, um dann unseren Blick zu öffnen in die ganze Weite seiner Verheißungen. Beides brauchen wir also: den geschärften Blick für das, was gegenwärtig gesellschaftlich dran ist und von uns gefordert wird, und den hoffnungsvollen Blick auf Gottes Reich.

Damit wir uns darin versichern und gestärkt werden, liebe Gemeinde, schenkt Gottes uns die Zeichen seiner Gegenwart mitten unter uns: Brot und Wein, Teil dieser Welt – und doch zugleich Leben und Hingabe unseres Herrn Jesus Christus über den Tod und die Welt hinaus. Der Weg, der als Kirche vor uns liegt, mag in vieler Hinsicht aus unserem eigenen Blickwinkel heraus ungewiss sein. Aber das rührt nur aus unserer begrenzten Sichtweise her! Gott schaut weiter. Und weil wir auf seinen Weitblick vertrauen können, bin mir sicher sicher, dass er auch mit Ihnen, liebe Ordinandinnen und Ordinanden, die Sie heute das schöne und doch auch „schwere“ Amt einer Pfarrerin oder eines Pfarrers übernehmen, sehr viel vorhat – zum Besten unserer Kirche, zum Besten unserer Städte und Dörfer, zum Besten unserer Gesellschaft.

Wir freuen uns auf Sie und das, was Sie auf Ihre Weise dazu beitragen werden. Amen.

Prof. Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

